

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der endlose Weg.

Roman aus Sibirien. Von F. Drenham.
Autorisiert — Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Gefährlich war es. Ein Mißlingen mußte er zweifellos mit dem Tode büßen. Aber lieber wollte er sterben in dem Versuch, die Seinen zu holen, als fünfzig Jahre lang noch einsam und allein zu leben und endlich in Einsamkeit am Begrab zu gründe zu gehen.

Und wenn es ihm gelang . . .

Immer wieder grübelte er darüber nach, welches furchtbare Leben sein Weib und sein Kind dann führen müßten; immer vorwärtsframpelnd, immer weiterreisend, in Sommer und Winter, krank und gesund, bis der Tod selbst ein Halt gebot.

Aber er kannte Katia und er wußte, daß kein geruhiges Leben und kein stilles Heim unter Freunden sie glücklich machen konnten, wenn er nicht bei ihr war. Nein, Katias Entscheidung fürchtete er nicht.

Er verschloß seine Augen auch nicht der Tatsache, daß noch viele andere Schwierigkeiten zu überwinden waren. Denn selbst, wenn es ihm gelang, Katia und das Kind zu sich zu holen — wie sollte er es eturichten, daß sie bei ihm bleiben konnten! Würde die Polizei Katia einen Paß ausfolgen? Wenn nicht, so schickte die Polizei der ersten Stadt sie zurück, in die sie kamen. Würde Paschkins Rache auch sie verfolgen? Aber das konnte er erst in Selemjinst erfahren. Bis dahin mußte er warten und hoffen . . .

So marschierte er dreißig Tage lang über Berge und durch Stromfurten und über weite fruchtbare Ebenen hin, die bald in voller Sommerglorie erblühen mußten. Nur wenigen Menschen begegnete er und dann waren es arme Wanderer, schone Männer, die niemandem zu begegnen wünschten. Manchmal versteckte sich solch ein Wanderer hinter einen Felsen oder einen Busch und wartete dort, Gewinnsucht in den Augen, auf Stepan's Näherkommen, um ihn ziehen zu lassen, wenn er sah, daß er nur ein arbeitsfertiger Wanderer war wie sie selber. Das waren Verschickte, die aus ihren Verbannungsstätten entflohen waren für eines kurzen Sommers Freiheit. Die Kälte und der Hunger des Winters trieben sie dann wieder zurück.

Dann und wann verbrachte Stepan die Nacht in einem Bauernhaus. Man betrachtete ihn zuerst immer sehr mißtrauisch. Wenn er aber seinen Paß zeigte, nahm man ihn freundlich auf, denn Paschkin und seine Art kannten alle, und niemand wollte Geld von Stepan annehmen für das Wenige, das man ihm geben konnte. Er mußte sogar immer noch Nahrung mitnehmen, auf den Weg.

Endlich fand er sich jenseits der Grenze der Provinz Irkutsk und wandte sich sofort nach Süden, Weib und Kind zu. In ungeheuren Tagesmärschen eilte er vorwärts, bis

man ihm sagte, Selemjinst liege schnurgerade nach Osten zu, über der Grenze. Da packte er Nahrungsmittel für einige Tage in sein Känzle und überschritt, sein Leben wagend, die verbotene Grenze. Und sein Herz jubelte in ihm trotz aller Gefahr.

Dörfer vermied er. Jedem einzelnen Haus sogar ging er aus dem Wege und am dritten Tage sah er aus der Ferne den grünadeligen Kirchturm und die lange Linie von zerstreuten Dächern, die Selemjinst bedeuteten.

Er wartete geduldig bis in die Nacht hinein und erst als alle Lichter im Dorf erloschen waren, schlich er sich wie ein Dieb zur Hintertüre des Hauses, in dem Wassili Totsin wohnte. Das war nicht schwer, denn Selemjinst hatte nur eine einzige Straße und die Rückseiten aller Häuser lagen nach dem freien Feld zu. Und Wassilis Haus war das erste auf der großen Straße von Jenissei her.

Er klopfte an einen Fensterladen und wartete. Drinnen hörte er jemand sich rühren und dann ein erstauntes Gemurmle. Dann wurde es wieder still. Er mußte lange klopfen, bis jemand den Laden ein wenig öffnete und vorsichtig fragte:

„Wer ist da draußen?“

„Öffne, Wassili Wassiljewitsch,“ flüsterte der Wanderer. „Ich bin es, ich, Stepan Iljine!“

Wieder ein erstauntes Murmeln. Es dauerte nicht lange, so wurde die Türe geräuschlos aufgeriegelt und Stepan schlüpfte hinein, zu Totsin und Marja Feodorowna, die ihn beide überrascht und ängstlich anstarrten. Ein kleines Lämpchen brannte in der Wohnstube.

„Du, Stepan Iwanowitsch?“ rief Marja. „In der Nacht?“

„Katia. Und Katinka? Sind sie nicht hier?“ stieß Stepan hervor.

„Hier? Weshalb sollten sie hier sein, Stepan Iwanowitsch? Und weshalb kommst du wie ein Dieb in der Nacht?“

„Katia nicht hier?“ rief Stepan entsetzt. „Und du hast noch nichts gehört, Wassili Wassiljewitsch? Ich hoffte so, Katia hier zu finden,“ und in fliegender Eile erzählte er den Schwiegereltern, was sich zugetragen hatte in Irkutsk und Wersjinst.

„Es hat länger gedauert, als ich erwartet hatte, bis sie meine Geldsachen in Ordnung bringen konnte,“ sagte er mutig, gefaßt. „Ich muß noch einmal nach Selemjinst kommen, später, und dann gehen Katia und ich zusammen fort.“

„Marja Feodorowna erschrak.“

„Stepan! Das wird ein trauriges Leben werden für Katia und dein Kind!“

„Es ist nicht meine Schuld, daß die Dinge so sind, Matuschka, und ich kann sie nicht ändern. Aber vielleicht gelingt es mir, unser Los des Wanderns erträglicher zu gestalten. Ich habe viel nachgedacht während des Wanderns und viel Zeit dazu gehabt. Zwei Monate bin ich ja schon unterwegs.“

„Und über was hast du nachgedacht, Stepan Iwanowitsch?“ fragte Totjin.

„Katia sollte drei- oder viertausend Rubel mitbringen“ — in den schlauen kleinen Neuglein von Katias Vater blitze es auf — „oder es mag auch sein, daß sie durch Simon Rapin direkt an dich gesandt werden. Mit diesem Geld könnte ich, so überlegte ich mir, ein Geschäft als wandernder Händler anfangen. Reisen muß ich — möge Baschkins Seele in alle Ewigkeit in der Hölle brennen! — und Handel zu treiben, ist mir nicht verboten. Ich will für Katia und die Kleine ein Haus auf Nädern erbauen und wir werden zusammen reisen.“

„Das wird saure Arbeit werden,“ jammerte die Mutter.

„Katia muß entscheiden, ob sie mit mir reisen will oder nicht,“ sagte Stepan. „Bleibt sie lieber hier — gut. Aber ich glaube, sie wird bei mir sein wollen.“

Noch während er sprach, entschied Bassili Wassiliwitsch, daß unter solchen Umständen eine Tochter entschieden zu ihrem Vater gehörte und nicht zu ihrem wandernden Mann — eine Tochter besonders, die drei- oder viertausend Rubel besaß! Wosche-moi, mit drei- oder viertausend Rubel konnte man —

„Ja, ja, Katia soll entscheiden,“ sagte er, mit den Augen zwinkernd wie eine Gule. „Hältst du es für möglich, Stepan Iwanowitsch, daß Seine Erzellenz ihrem Kommen Hindernisse in den Weg legen könnte?“

Darüber nachzudenken, fürchtete sich Stepan. Deshalb antwortete er kurz und brüsk:

„Weshalb sollte er das tun! Schon gegen mich hatte er keinen eigentlichen Grund zum Vorgehen. Katia hat doch nichts getan!“

„Nein. Aber auch du hattest ja nichts getan und sie ist deine Frau, und er ist Baschklin.“

Stepan nickte traurig vor sich hin. „Das ist wahr.“

„Und gedenkst du, die Nacht über bei uns zu bleiben, Stepan Iwanowitsch?“ fragte Marya Feodorowna ängstlich.

„Nein, Matuschka. Lange, ehe es wieder hell wird, muß ich zurück in den Hügeln sein. Aber essen will ich, und du kannst mir Nahrung mit auf den Weg geben. In dreißig Tagen komme ich wieder.“

„Das ist aber sehr gefährlich,“ sagte Totjin. „Wenn man dich fängt —“

„Man wird mich nicht fangen.“

Und als er gegessen hatte, stahl er sich still fort, vorsichtig, geräuschlos, wie er gekommen war. Eine große Unruhe war über ihn gekommen. Während er den Hügeln zuwanderte, mußte er immer wieder an die sonderbar zwinkernden Augen seines Schwiegervaters denken und an sein gewinnträchtiges Aufhorchen, als von den dreitausend Rubeln gesprochen worden war.

„Er wird alles versuchen, um Katia bei sich zu behalten!“ sagte sich Stepan traurig.

Drei verschiedene Male, in Zwischenräumen von je einem Monat, wagte Stepan sein Leben durch Nachtmärche über die Grenze nach Selemjinsk und jedesmal nahte er sich mit zitternden Gliedern und trunken vor Sehnsucht dem Haus, in dem er Weib und Kind zu finden hoffte. Wie er sich um sie bangte! Wie er sich nach ihnen sehnte! Wie ohnmächtig und hilflos er sich vorant, der arme Wanderer! Oft warf er sich in den Wäldern hin und krallte sich mit den Fingern in den Teppich von Fichtennadeln und biß in das Moos und schlug mit Händen und Füßen um sich. Er starb fast vor Sehnsucht und Angst. Und dreimal wagte er sich umsonst nach Selemjinsk, denn Katia und Katinka waren nicht dort, noch hatten die Totjins etwas von ihnen gehört.

Die Wochen zwischen seinen Gängen nach Selemjinsk verbrachte Stepan auf ziellosen Wanderungen der Grenze entlang. Städte und Dörfer vermied er, soviel er nur konnte, und hielt sich da und dort einen Tag oder zwei in einsamen Bauernhäusern auf. Meistens aber blieb er wochenlang in den Wäldern, denn er fürchtete, der Polizei könnte sein ewiges Wandern der Grenze entlang verdächtig vorkommen und um keinen Preis wollte er sich weiter nach Süden oder Westen abhieben lassen — denn er mußte ja in nächster Nähe von Selemjinsk bleiben, um Weib und Kind zu holen, wenn sie kamen.

Sein geringer Geldbesitz war arg zusammengeschwunden, so wenig Geld er auch ausgab, und oft dachte er mit schauerndem Ekel daran, daß einmal die Zeit kommen würde, wo er sich sein Brot erbetteln mußte. Da half ihm ein Zufall wieder auf eigenen Füßen zu stehen und von neuem zu hoffen.

Eines Tages wanderte er an den unteren Abhängen des Altals entlang, im Walde, dicht an der großen Straße, als er, um eine Ecke biegend, eine schwer beladene Telega mitten auf der Straße stehen sah, mit einem alten Pferd vor gespannt, das müde und gleichgültig die Ohren hängen ließ. Ein alter grauhaariger Mann mit langem Bart saß da, gegen ein Rad gelehnt, mit den Händen in der Luft umherfuchtelnd. Er schien um Luft zu ringen. Die Augen traten ihm fast aus den Höhlen. Aus seiner Kehle rangen sich pfeifende Töne.

Mit ein paar Sägen war Stepan auf der Straße und kniete neben dem alten Mann nieder, der, unbeschreibliche Angst in den Augen, abwehrend die Hände gegen ihn ausstreckte.

„Nicht tue dir nichts zuleide!“ rief Stepan. „Was fehlt dir?“

Der alte Mann murmelte etwas Unverständliches und sank in einem furchtbaren Anfall von keuchendem Husten in sich zusammen. Da sprang Stepan zum Bach, der nicht weit weg den Abhang herabrieselte, holte Wasser, und wusch dem Kranken Brust und Gesicht. Als er ihm dann aus seinem Lederbecher noch Wasser in den Mund tröpfelte, erholte sich der alte Mann und richtete sich mühsam auf.

„Es ist schon vorüber,“ sagte er.

„Was fehlt dir?“

„Hier!“ der Greis legte beide Hände auf die Brust. „Ein altes Uebel. Es ist vorbei jetzt. Du kamst gerade noch zur rechten Zeit. Wer bist du?“

„Stepan Iline.“

„Du bist ein guter Mensch. Du hättest mich liegen lassen und mir Hab und Gut rauben können —“

Stepan lächelte.

— und du warst barmherzig zu mir. Ich bin Peter Krop, ein Handelsmann. Und wohin wanderst du auf dieser Straße, Stepan Iline?“

„Überall hin und nirgends.“

„Ein Weg muß einen Anfang und ein Ende haben.“

„Mein Weg hat weder Anfang noch Ende.“

„Du bist arm, Stepan Iline?“

„Ich bin arm.“

Peter Krop, der alte Jude, sah Stepan aus seinen Augen schwarzen Augen lange an. „Du warst gut zu mir,“ sagte er dann. „Steig mit mir in meinen Wagen, wenn dein Weg dich meinen Weg führt.“ Sie stiegen ein und das alte Pferd zottelte in einem milden Trapp vorwärts.

„Und willst du mir nun nicht sagen, wohin du gehst, Stepan Iline?“ sagte Peter Krop.

„Ich wandere nur. Hin und her.“

„Wie der Teufel. Das scheint mir ein profitloses Geschäft.“

„Auch mir gefällt es nicht,“ sagte Stepan kurz.

„Weshalb tust du es dann?“

„Auf Baschkins Befehl. Er hat mich dazu verurteilt.“

„Ah! Baschklin! Der Teufelssohn! Auch ich habe Baschkins Faust gespürt. Er hat mich ausgeraubt zuerst und mich dann knuten lassen. Ich kenne Baschklin! Erzähle mir, wie es kam!“ Und während sie langsam dahinrollten, erzählte es ihm Stepan.

„Ich habe von dir gehört, Schmied Iline. Baschklin ist ein Teufel!“ war des alten Mannes einzige Bemerkung darauf. Dann versiel er in langes Nachdenken.

„Und du hast Geld?“ fragte er endlich.

„Ich hatte einmal Geld. Und ein Heim und ein Handwerk und Weib und Kind. Jetzt habe ich diesen Knotenstock in meiner Faust hier und dieses Teufelspapier in meiner Tasche!“ antwortete Stepan bitter.

„Um. Und dein Geschäft?“

„Meine Frau sollte es versuchen, es an Simon Rapin, den Juden, zu verkaufen. Er ist ein ehrlicher Mann. Aber ich habe seit fünf Monaten mein Weib nicht gesehen und nichts von ihr gehört.“

„So! Simon Rapin liegt in Krasnojarsk, schwer krank am Fieber, das ihn dort überraschte.“

„Ah!“ schrie Stepan aus erleichtertem Herzen. „Weißt du das gewiß?“

„Ich habe ihn in Krasnojarsk besucht.“

„Gott sei Dank! Das also war der Grund, weshalb Katia noch nicht nach Selemjinsk gekommen ist! Ich hatte ihr gesagt, sich nur an Simon zu wenden. Sie hat all die Zeit auf ihn gewartet.“

„Ein harter Geschäftsmann, aber ehrlich,“ brummte

Peter Krop. Und dann saßen sie wieder lange schweigend da, ein jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

Als sie in die Nähe eines Dorfes kamen, sagte der alte Mann: „Wir wollen hier bleiben und du mußt mit mir im Dorfkrug übernachten. Es ist ein schlechtes Wirtshaus, aber besser als keines. Ich möchte mit dir reden. Du warst barnherzig zu mir und ich habe nur Gutes von dir gehört, Stepan Iljine. Vielleicht kann ich dir helfen.“

Peter Krop war ein Menschenkenner und ein sehr guter Geschäftsmann; überdies mußte er weit mehr von dem Schmied, als dieser ahnte. Als er seine Geschäfte im Dorf besorgt hatte und das Abendbrot im Krug gegessen war, machte er ihm jenen Vorschlag, der ihm neue Tären im Leben öffnete und ihm neue Interessen gab und frischen Lebensmut.

„Ich weiß, daß du ein ehrlicher Mann bist, Stepan Iljine,“ sagte der alte Peter, „und ich glaube, ich kann dir dienen. Vielleicht sehe ich auch meinen eigenen Vorteil dabei. Nun höre: Durch Pajchkins Urteil — möge seine Seele in alle Ewigkeit im Höllenfeuer brennen — mußt du immerdar wandern. Aus diesem Wandern müssen wir Vorteil ziehen. Du sollst ein Händler werden und da du ein ehrlicher Mann bist, so wird der Fluch sich in Segen verwandeln für dich. Ich werde dir die Güter und Pferd und Wagen liefern. Den Profit teilen wir, so, wie wir uns darüber einigen. Was sagst du dazu?“

„Ich sage ja, Peter Krop, und ich bin dir dankbar mit meinem ganzen Herzen.“ (Fortsetzung folgt.)

Die Fehde Franz von Sickingens gegen Landgraf Philipp von Hessen im Jahre 1518.

Von Hans Otto Beder.

Im September 1518 brach eine Fehde, nach heutigen Begriffen der wichtigste Krieg, zwischen dem Ritter Franz von Sickingen und der Landgrafschaft Hessen aus. Wie bei allen kriegerischen Ereignissen, hat man auch hier zwischen dem äußeren Anlaß und der tiefere liegenden Ursache zu unterscheiden.

Der Ritter Sickingen und der Reichsfürst Philipp von Hessen sind hier Vertreter zweier Prinzipien. Sickingen war das Haupt aller ritterschaftlichen Konföderationen jener Zeit, die noch einmal eine, freilich fast nur äußerliche, Erneuerung des Rittertums sah, das einst, im 12. und 13. Jahrhundert, seine Blütezeit gesehen und das höchste Ansehen genossen hatte, in den folgenden Jahrhunderten aber an Ansehen und Bedeutung immer tiefer gesunken war; auch moralisch — man denke nur an das Raubritter- und Hedenritterwesen! Die Zeit des Rittertums war vorüber, als die neue Zeit der großen Entdeckungen, der Reformation und der Renaissance aufstieg; viele einst selbständige Ritter, nur dem Kaiser untertan, waren zum landsässigen Adel herabgesunken und mußten in den Dienst eines Mächtigeren, eines weltlichen oder geistlichen Fürsten treten. Als Stand hatte das Rittertum seine Bedeutung eingebüßt. Wenn noch einmal Kaiser Maximilian, der sich selbst den „letzten Ritter“ nannte, den Versuch einer Erneuerung des Rittertums machte, so bezog sich sehr selten fast nur auf äußerlichkeiten, wie das Turnierwesen. Auch Kaiser Max konnte das sterbende Rittertum nicht mehr retten, seine Zeit war dahin; den Erfindungen der Neuzeit war aber die Burg, noch der Panzer des Ritters mehr gewachsen, und selbst der Landsknecht war im Kriege den edlen Herren überlegen. Das Rittertum war der mächtig aufstrebenden Fürstenmacht erlegen. Die Territorialgewalten konnten diese zahllosen kleinen Dynastien, neben sich und in ihre Gebiete eingekerkert, nicht dulden; sie mußten die Einheit und Geschlossenheit ihrer Gebiete erzielen. Aus dieser Entwicklung ging aber im Laufe der Jahrhunderte der moderne Staat hervor; wenn er entstehen sollte, so mußte erst das Rittertum untergehen. Einen letzten Kampf führte das Rittertum um seine Erbherrn im Anfang der Neuzeit, und gerade Franz von Sickingen, ein pfälzischer Ritter, ist die Stütze seines Standes und sein weitaus mächtigster Vertreter.

Als Sickingen 1518 die Fehde gegen Hessen vom Jauz brach, so wollte er vielleicht eher den Fürstenstand als solchen treffen, als gerade den Landgrafen Philipp. Er hegte Groll gegen Hessen, da sein Vater von Philipps Vater in der bayrischen Fehde 1501 Schaden erlitten und Unbilden erduldet hatte. Im Jahre 1501 war nämlich Landgraf Wilhelm II. von Hessen vom Kaiser mit der Vollstreckung der Reichsacht gegen den Kurfürsten Philipp von der Pfalz und dessen Sohn Ruprecht beauftragt. Wilhelm II. unternahm einen Kriegszug gegen die Pfalz, wobei er Unruhe und den Oberrhein im Oberrhein der Landgrafschaft einverleibte und der Pfalz viel Schaden zufügte. Auch viele pfälzische Vasallen und Bedienstete wurden damals raub geschädigt, darunter auch die Familie Sickingen. Der Pfalzgraf und eine große Anzahl anderer Herren und Grafen traten deshalb 1518 auf Sickingens Seite in die Fehde gegen Hessen ein, so daß eine überwältigende Mehrheit von Gegnern Hessen überfiel.

Der Reichsacht der Fehde gegen Hessen war aufgehoben.

Landgraf Philipp war damals erst 14 Jahre alt und war kaum vor einem halben Jahr vom Kaiser Maximilian der Bornunbschaft seiner Mutter, der Landgräfin Anna, der Witwe Wilhelms II., lebig geerbt worden und für volljährig und regierungsfähig erklärt worden. Vorher hatte die Landgräfin in erbittertem Streit mit dem Adel und den Ständen des Landes über die Regierung gelehrt; noch zitterte diese Erbitterung fort. Dazu kamen Unruhen, die aus den Ansprüchen eines gesteskranken Oheims Philipps auf die Regierung herrührten, das schlechte Verhältnis zu den Nachbarn, vor allem dem Erzbischof Mainz, so daß Sickingen ein leichtes Spiel mit dem Landgrafen haben mußte.

In den vorhergegangenen Jahren hatte er die Reichsstadt Worms besetzt, dann den Herzog Antonius von Lothringen mit Krieg überzogen, worauf er auch Metz belagerte und von dieser Reichsstadt 20 000 Gulden erpreßte. Aus dem Lager vor Metz sandte Sickingen am 8. September plötzlich den Abgesandten an Landgraf Philipp. Grund zu seiner Fehde war ihm angeblich die Verdammnis seines Freundes Konrad von Datteln, des Gauerben von Reiffenberg, und die Vorenthaltung einiger Wiesen bei Nordheim am Rhein, die Sickingens Vetter Hans erworben hatte, durch Hessen. Diese Gründe waren kaum stichhaltig. Zugleich mit dem Fehdebrief kam auch schon die Kunde von Sickingens Aufrufen. Von Metz her kam er an den Rhein, den er oberhalb Worms überschritt, dann fiel er in die Obergrafschaft Ragenellenbogen ein, die im Jahre 1478 durch Erbschaft an Hessen gelangt war.

Die hessische Regierung war schlecht gerüstet und loslos. Die Ritterschaft, über 600 Herren, die Blüte des hessischen Adels, sammelte sich unter dem Erblandmarschall Hermann Nidebel zu Eisenbach in Darmstadt, der ehemaligen Residenz der Ragenellenbogener Grafen. Aber die Herren waren launischmützig, waren mit der eigenen Regierung entzweit und sympathisierten mit dem Aufreißer, ihrem Standesgenossen. Die Nachrichten, die von außen kamen, waren freilich auch niederdrückend. Der Fehde Sickingens hatten sich angeschlossen die Grafen der Wetterau, Graf Philipp von Hanau-Lichtenberg, Wilhelm von Henneberg, der Bach an der Fulda überfiel, die Ritter von Reiffenstein, Rüdigerheim, Breidenstein, Hohenfels, Kronenberg, Werner von Lüder, Ulrich von Hutten, Goh von Berlichingen, der in den Oberrhein einfiel und Groß-Umsiedt einnahm, ohne vorher sich erst mit einem Abgesandten bemüht zu haben. Hilfe war keine zu erwarten. Vergeblich hatte man die Herzöge Ulrich von Württemberg, Heinrich von Braunschweig, Georg von Sachsen, den Erzbischof von Trier und den Bischof von Würzburg um Unterstützung angegangen; Markgraf Kasimir von Brandenburg sandte wohl Hilfe, aber diese kam zu spät. Kaiser Max, den Landgraf Philipp durch seinen Gesandten zu erklären, ersieh ein Stillstandsgebot, aber auch dies kam zu spät. Sickingen nahm das in hessischem Pfandbesitz stehende farnstättische Bernshausen und Pringenberg an der Bergstraße, dessen altes Ragenellenbogische Schloss verbrannt war, dann rückte er am 16. September gegen Darmstadt, alle Dörfer auf seinem Wege plündernd und verbrennend. Darmstadt wurde eingeschlossen und belagert, die Umgebung verheert und verbrannt.

Mit 13 000 Mann lag Sickingen vor Darmstadt. Die Stadt wurde kräftig beschossen, namentlich am Südbande, dem Besjunger Tor, wo das Renteigebäude in Trümmer gelegt wurde; auch sonst erlitt die Stadt Schaden an Wänden. Auf's tapferste verteidigte da die Bürgerschaft ihre Vaterstadt, dem Adel, der nicht kämpfen wollte, ein beschämendes Beispiel bietend. Ebenso hielt sich weder die kleine Feste Stein und die zum Schutz des Maindreiecks angelegte Feste Rüsselstein unter ihrem Kommandanten Kurt von Waldenstein gegen den Feind. Schon war auch Oberhausen bebrot, so daß die Landgräfin ihren Sohn seiner Sicherheit halber von Hieshen nach Spangenberg führte. Auch Frankfurt war von Sickingen bedroht; daher wollte des Landgrafen Hintmann von Eckmallsleben, Eberhard von Hohenhausen, der Reichsstadt Hilfe schicken, aber aus Furcht vor dem gewaltigen Ritter Franz nahm der Rat der Stadt das Anerbieten nicht an.

Darmstadt hätte sich trotz aller Tapferkeit seiner Bürger nicht lange gegen den Belagerer halten können; Sickingen war schon zum Sturm entschlossen, und in der Stadt war ein neuer Feind entstanden, der Hunger; das Viehdoll war in Schären hinter die Mauern der Stadt geschlüpft und so gingen die Vorräte bald auf die Neige.

Da reiste der Markgraf Philipp von Baden durch seine Vermittlung die hartbedrängte Stadt vor dem Keulberien. Er sandte drei Räte nach Darmstadt, wohin auch der Kommandant von Rüsselstein eilte, und nun wurde zwischen dem Adel als Vertreter des Landgrafen und Sickingen am 23. September ein Vergleich abgeschlossen. Philipp sollte 35 000 Gulden Kriegskosten an Sickingen zahlen und eine Anzahl drückender Bedingungen übernehmen, die mit den Forderungen Sickingens in seinem Fehdebrief gar nichts mehr gemein hatten. Dagegen verpflichtete sich Sickingen zum Abzug und zur Herausgabe der Gefangenen und der Eroberungen. Dem Landgrafen blieb keine Wahl, als den Vergleich anzunehmen. Das Land hatte 300 000 Gulden Schaden erlitten.

Die Zahlung der Kriegskosten erfolgte alsbald in Mainz in der Herberge zur Krone in lauter Hesse. Darüber hinaus weigerte sich Philipp, da der Kaiser noch kurz vor seinem Tode den Vergleich für ungültig erklärt hatte, die übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen, so daß Sickingen mit einem neuen Kriegszug drohte.

Nach ließ er das höhnende Wort fallen: „Sinen Knaben verhöhnt man mit einem Apfel“, das Philipp nicht vergaß.

Fünf Jahre später kam die Vergeltung. Philipp war Mitglied des Schwäbischen Bundes geworden, wodurch er schwere Verpflichtungen auf sich nehmen mußte, aber den Schwur dieses mächtigen Bundes genoß. Er einigte sich auf dem Reichstag zu Worms 1521 mit dem Pfalzgrafen, dem er die von seinem Vater Wilhelm II. eroberten Orte Umstadt und Dyberg zurückgab; dadurch gewann der Landgraf den Kurfürsten Ludwig jetzt als Bundesgenossen. Als Dritter trat in diesen Hirtensbund der Erzbischof von Trier, Richard von Greiffenklau, ein. Als nun Siedingen im Frühjahr 1523 den Kurfürsten von Trier mit Krieg überzog, sah er sich einer übermächtigen Koalition von Gegnern gegenüber. Er wurde von den drei Verbündeten auf seiner Burg Landslust belagert; seine Feste wurde kräftig beschossen und der junge Landgraf von Hessen war, in der Nacht eines Landstreiches, inermüdetlich tätig bei der Belagerung. Siedingen wurde tödlich verwundet, mußte kapitulieren und mußte noch auf dem Sterbelager die siegreichen Hirschen. Die Sieger zeigten sich hochherzig und gaben der Familie die Eroberungen zurück.

Man kann es vielleicht bedauern, daß zwei Männer, wie Philipp von Hessen und Franz von Siedingen, die beide dem neuen Glauben dienen, als politische Gegner sich bekämpften, allein das war, wie wir gesehen, eine geschichtliche Notwendigkeit, ebenso wie Siedingens Ende. Bei allem Wohlwollen, mit dem Siedingens Gestalt von der Geschichtsschreibung verhüllt ist, hat der letzte Bekämpfer des Mittelalters gerade in der Feste gegen Hessen sich recht wenig ideal, sondern gewalttätig, maßlos und erschwerend gezeigt, so daß in seinem Übergang eine geschichtliche Sühne erfüllt werden muß.

Büchertisch.

— Wilhelm Stamm, ein deutsch-evangelischer Charakter auf Kanzel und Katheder. Herausg. von D. theol. S. Marz. Verlag Engert und Schloffer, Frankfurt a. M. Preis 3 Mark. — 36 Jahre war der Geh. Schulrat D. theol. Wilhelm Stamm am Gymnasium in Gießen tätig und es wird schwerlich ein echtes Giesener Kind geben, das den prächtigen, würdigen Mann nicht kannte. Als Lehrer, Seelsorger und Mensch allgemein geachtet und geliebt, hinterläßt er bei vielen ein bleibendes Andenken. Nun liegt, herausgegeben von einem Freunde, das Lebensbild Stamms in einem schmucken Bande vor. Nicht nur für die zahlreichen Freunde, Mitschüler und Schüler Stamms, sondern weit über diesen Kreis hinaus wird dieses Werk für alle Interessierten haben, die den charaktervollen Präsidenten der heftigen Landesynode den einflussreichen Schulmann, den begeisterten und begeisterten Patrioten gekannt haben. Auch für die Jungmänner des akademischen Lebens wird dieses Buch ein wertvolles Geschenk sein. Die Auflage ist leider nur klein, so daß sich für den Liebhaber die baldige Anschaffung empfehlen dürfte.

— Im Verlag von Emil Roth in Gießen gelangt im Herbst unter dem Titel „Im Forsthaus Falkenhof während des Weltkrieges“ ein neuer liebenswerter Band des weitbekannten und allgemein sehr geschätzten Jugendschriftenklus in prächtigem Originalband zum Preise von 6 Mark zur Ausgabe. — Das Buch ist keine Kriegsgeschichte und will es auch nicht sein. Es ist entstanden aus den von vielen Seiten an den Verfasser gerichteten Anfragen: „Wie haben die Bewohner des einsamen Forsthauses Falkenhof den Weltkrieg durchlebt und überstanden?“ In einer Einzelnen weitverzweigten Familie wird gezeigt, wie sie all das Schwere, das der Krieg ihr gebracht hat, mutig und in festem Glauben erträgt, wie sie sich all des erhebenden im Dasein und in oberirdischen Dingen des Deutschen Volkes freut in harter Degerierung für die deutsche Zukunft und wie sie bereit ist, auch noch Schwere auf sich zu nehmen, um dieser glücklicheren Zukunft willen.

* Ein historisches Jubiläum. Im September dieses Jahres sind vierhundert Jahre vergangen seit der Feste des Ritters Franz von Siedingen gegen den Landgrafen Philipp von Hessen, in dessen Verlauf Darmstadt von Siedingen besetzt und belagert wurde, bis ein Vergleich den Angreifer, dem 35 000 Gulden gezahlt werden mußten, zum Abzug bewog. Dieses Ereignis aus dem Jahre 1518 bildet den Ausgangspunkt der im Verlag von Emil Roth in Gießen erscheinenden geschichtlichen Erzählung „Die Schwurgenossen“, Preis geb. 2 Mark, in deren Verlauf auch Siedingens Ende auf dieser Burg Landslust in Trübsal 1523 geschildert wird. Bei dem neu erwachten Interesse für Geschichte dürfte gerade eine historische Erzählung aus der Vergangenheit unserer Heimat besonders Anteilnahme finden.

— Vom Feser der Moral. Eine Phylax der Sitten von Hans Danberg. Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart, Preis geb. 3 Mark, geb. 4. Mark. — Schon vor einer Reihe von Jahren ist dieses Nare, kräftige Werk in erster Auflage erschienen. Die Zeit scheint uns angetan, wieder einmal auf diese „Phylax der Sitten“ hinzuweisen. Die Leser sollen nicht zu irgendeiner bestimmten moralischen Moderation belehrt werden unter scharfen Ausfällen gegen jeden, der anders denkt. Dieses Buch spricht vielmehr von der Ent-

stehung, der Entwicklung und dem Wachstum der Moral. Die Moral wird als gegebenes Produkt der Entwicklung angesehen und erläutert. Zu den stillsten, aber stärksten und dauerhaftesten Freunden des Kulturmenschen gehört es, unter die Oberfläche zu dringen und sich Gewissheiten zu verschaffen, seien sie welcher Art sie wollen. Und dieses Buch bringt unter die Oberfläche. Manche poetisch Veranlagte werden sagen, viel zu sehr. Aber wer an rechter Stelle harte Worte spürt, dessen Reigungen kann man mit Recht misstrauen. Viele werden anderer Meinung sein, aber jeder wird das gelehrte Buch mit der Ueberzeugung weglegen, daß hier ein unerschütterlicher Führer im längst verlassenen Bergwerk neuer sinkende Goldader gezeigt hat.

— „Den Kopf hoch!“ Ein Ratgeber und Trostbuch für Erblindete und ihre sehende Umwelt. Selbstverleitet, Erbacher und Ertragtes von Paul Lang. Verlag der Königl. Universitäts-Druckerei G. Stütz N. G. in Würzburg. Preis M. 5.—. Den Münden war bei den Kulturvölkern immer schon das warme Mitgefühl ihrer gewöhnlichen Nebenmenschen zugewandelt. Der Weltkrieg hat dieses Mitgefühl in besonderem Grade wachgerufen durch die zahlreich Erblindeten, die sich unter seinen Opfern befinden. Viele hilflose Hände regen sich, viel guter Wille ist im Werke, um den Hülfebedürftigen beim Wiederaufbau ihres zerstörten Lebens Handreichung zu bieten und ihnen ihr hartes Los zu erleichtern. Dabei geschehen viel Fehler und Mißgriffe und auch die besten Absichten rufen oft Unmut zu Ärger und Verdruß hervor. Mein Wunder! Das Blindenleben ist dem Neuerblindeten ebenso wie seiner sehenden Umwelt ein fremdes Land, in dem sie leicht irren gehen, wenn ihnen nicht ein erfahrener Ratgeber beisteht. — Ein solcher Ratgeber ist das vorliegende Buch. Der Verfasser, seit längerer Zeit erblindet, behandelt in einer Reihe Aufsätze, die mit erquickender Herzenswärme und großer stilistischer Gewandtheit geschrieben sind, alle Verhältnisse des Blindenlebens und zeigt uns die Seele des Erblindeten wie in einem Spiegel.

— Sven Hedén, „Bagdad-Babylon-Rinne.“ 165 Seiten, 26 Abbildungen (16 Photographien, 10 Zeichnungen Hedéns). Feldpostausgabe 2 Mark. Leipzig, F. A. Brockhaus. Kein Kriegsbuch im engeren Sinne ist dieses Werk. Aber doch ein Buch, das auf keiner Seite die machtvolle kriegerische Zeit seiner Entstehung verleugnet. So entstand hier ein Buch ganz eigener Art, das die bekannten Vorzüge der großen Reiseerzählung des berühmten Forschers mit der sprudelnden Vielseitigkeit seines populären Werkes „Von Pol zu Pol“ auf das glücklichste verbindet und den nach Millionen zählenden Leserkreis, den Hedén in Deutschland und deutsch verhehenden Ländern gefunden hat, entzücken wird.

— „Der Schild des Nefkared.“ Ein Detektivroman von Ferdinand Runkel. (Berlin, Verlag Dr. Eysler u. Co.) Preis M. 4.—. Ein Buch, das selbst in unserer reichbewegten Zeit allgemeine Beachtung finden, Hunderttausende packen und von der ersten bis zur letzten Seite in fiebernder Spannung erhalten wird. Mit Meisterhaft verzieht es der durch seine früheren Detektivromane bereits weitbekannte Autor, den Kampf zu schildern, den ein deutscher Gelehrter, der Berliner Privatdozent Dr. Dana, infolge Ausbruchs des Weltkrieges führen muß, um den von ihm auf schmerzhaftem Boden ausgegrabenen kostbaren Schild des Westgotenkönigs Nefkared aus den Händen seiner französischen Gegner zu retten und unter tausenderlei Gefahren und Wenteuern nach Deutschland zu entführen.

— In der neuesten Nummer 3921 der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ (Verlag F. J. Webers) macht Geheimrat Professor Dr. Cornelius Gurllitt in dem einleitenden Vortrage „Die Grenzstaaten der Deutschen“ darauf aufmerksam, wie die britische Politik von jeher die Grenzlagitation als Werkzeug der politischen Mobilisierung benutzt hat und nacheinander die Türken, die Russen, die Portugiesen, die Belgier, die Bulgaren damit bekämpft wurden, sobald es das englische Interesse erforderte. Auch die übrigen Arbeiten und besonders die Bildbeigaben sind äußerst wirkungsvoll.

Wortspiel.

Das Erste: ein alter heidnischer Gott.
Der aus der Bibel bekannt.
Das Zweite sei als Eigenschaft.
Aus deinem Wesen verbannt.
Einsilbig jedes. Das Ganze doch
Dreisilbig. So wird genannt
Ein tapfres europäisches Volk
In einem kleinen Land.
(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer.

W A L . D O M
R A D . R O M
Z U G . Z A R
O K A . N A B
A E M . R E H
T O N . O H R